

Titus Müller

Das Glück
hat kleine
SCHOKO
FINGER

adeo

Inhalt

Baby-Shampoo	11
Ich würde für ihn sterben	19
Der erste Spaziergang	29
Steine können reden	35
Auf dem Erdbeerfeld	43
Ein Schneckengehege	53
Zärtlich kleine Punkte zeichnen	63
Die Freiheit, vom Leben alles zu erwarten	67
Nicht die Pflanze ärgern	75
Selbstzweifel	79
Älter werden	85
Die Wand bemalen	89
Das Entzücken an den Dingen	97
Das Leben ist jetzt	101
Wie dünnes Glas	107
„Bin ich auch mal tot?“	115
„Der Körper ist lieb“	121

Löwen mögen keine Kartoffeln	127
Forscherdrang	131
„Ich beschütze dich, Papa, wenn Tiger kommen“	139
Felix nascht Butter	145
Er lässt sich ein auf die große fremde Welt	151
Die Würde, selbst aufstehen zu können	157
Arbeit	163
Der Schrei nach Freizeit	169
Felix erzieht die Regenwürmer	173
Ungebremste Kreativität	177
Im Restaurant	181
Abschied nehmen	185
Über den Autor	191

Der erste Spaziergang

Jona spricht noch kein Wort, macht keine Tierlaute nach. Wenn ich ihm etwas zeige, folgt er mit den Augen nicht meinem Finger, das Konzept des Zeigens hat er nicht verstanden. Aber dann tut er etwas, das mich verblüfft: Er holt aus dem Schrank die Schachtel mit den Geschirrspülertabs, nimmt einen Tab heraus, öffnet den Geschirrspüler, indem er sich auf die Zehenspitzen stellt und die große Klappe herunterzieht, macht die kleine Luke auf, in die die Tabs gehören, und legt den Tab hinein. So viel hat er schon verstanden! Ich frage mich, ob ich ihn unterschätze.

Fortan finde ich täglich in diesem kleinen Fach eine Muschel, einen Legostein ... Scheinbar hat ihm das Ritual gefallen, das ich dort etwas hineinstecke. Es sieht für ihn nach einem Spiel aus. Unsere Geschirrspülertabs sind hellblau und rot, ein Spielzeug in seinen Augen. Und dann: Alles, was man in das kleine Fach hineinlegt, ist nach einigen Stunden verschwunden. Wie ist das möglich?

Ich unternehme mit Lena und Jona eine Radtour. Natürlich fährt Jona nicht selbst, er sitzt im Anhänger und sieht sich stauend um. Lena will mir eine Landschaft zeigen, an der sie immer mit dem Auto vorbeikommt. Nie hat sie die Zeit, sie in Ruhe zu betrachten. Das soll heute anders werden. Man hat einen weiten Blick über die welligen Hügel bis zum Horizont. Wir biegen von der Straße ab und fahren immer der Nase nach in die

Postkartenlandschaft hinein. An einem Bauernhof spielen Kinder, ein Junge und ein Mädchen, mit jungen Katzen. Wir bleiben stehen und beobachten sie entzückt. Die Katzen sind erst drei Wochen alt. Der Besitzer, ein etwa fünfjähriger Junge, fragt uns: „Wollt ihr sie mal streicheln?“

Ich darf die Schönste, eine Graue, auf den Arm nehmen und liebkosen. Der kleine Flauschkörper, die blauen Augen und diese winzigen Tatzen! Am liebsten würde ich das Kätzchen mit nach Hause nehmen.

Ich kann mich auf der Heimfahrt nur damit trösten, dass wir Jona haben, der mit seinen elf Monaten mindestens genauso niedlich ist.

Im Juli der erste Spaziergang von Vater und Sohn. Ausbeute: zwei Schnaken (wollte er nur angucken), eine Nacktschnecke (ich habe nur das Angucken erlaubt), einige aus dem Strauch herausgerufte Rosenblätter, zwei bellende Hunde. Wir füttern Rehe durch den Zaun des Wildgeheges mit Gras. Das extra mitgebrachte alte Brot isst Jona vor den bettelnden Blicken der Rehe selbst auf. Er machte das Gurren der Tauben nach („hu-hu“) und sieht mich stolz an, weil ich dieses Geräusch immer von mir gebe, wenn ich die Eule in seinem Bilderbuch nachmache. Wahrscheinlich hält er die Tauben für Eulen. An fremden Grundstücken macht er Halt und will die Zauntüren öffnen. Ich muss erklären, dass man da nicht einfach reinspazieren kann.

Daraufhin hebt er einen kleinen Stein auf und wirft ihn bei den Leuten über den Zaun. In einer Ritze im Weg findet er eine Löwenzahnpflanze und fasst sie erstaunt an.

Dieses Staunenkönnen ist eine großartige Fähigkeit, die er mir – wie allen Erwachsenen – voraushat. Wir leben in einem Zeitalter der großen Leistungen und der erschöpften Empfindungen. Da ist die Wiederentdeckung des Staunens etwas Wunderbares! Alles zu betrachten, als wäre es das erste Mal. Auf diese Weise kommt man dem Geheimnis der Dinge auf die Spur, die einen umgeben.

Leicht ist das nicht, unser Verstand funkt ständig mit „weiß ich schon längst“ dazwischen. Dabei gibt es so vieles, das wir nicht wissen. Kürzlich hörte ich im Deutschlandfunk Kultur eine Sendung über Hornmilben, achtbeinige Spinnentiere, die nicht mal einen Millimeter groß sind. Sie bewohnen den Boden und die Blattstreu im Wald und sind stark gepanzert, deshalb bewegen sie sich nur schwerfällig vorwärts. Am Tag legen sie eine Wegstrecke von gerade mal einem Zentimeter zurück. Im Vergleich dazu kriechen Schnecken fünfzehn Meter am Tag mit einem Vielfachen der Geschwindigkeit einer Hornmilbe. Kommt eine Schnecke vorüber und überholt sie, ist das für sie wie ein vorbeirauschender ICE.

Um schneller reisen zu können, wenden die Hornmilben einen Trick an. Sie lassen sich von den Schnecken fressen und reisen in deren Magen mit. Später werden sie wieder ausgeschieden.

Biologen sagen dazu „Wandern in einem Tier“. Draußen wäre es gefährlicher für die Milben, überall lauern Räuber. In der Schnecke sind sie in Sicherheit.

Was passiert noch alles in der Welt, ohne dass ich einen blassen Schimmer davon habe? Ich bin mir sicher: eine Menge.

Jona und ich haben jedenfalls gemerkt, dass wir etwas miteinander anfangen können. Jeden Morgen setze ich mich mit ihm ins Wohnzimmer und wir sehen uns gemeinsam ein halbes Dutzend Bilderbücher an. Er freut sich, wenn ich erschreckt tue, sobald er auf einen Fliegenpilz zeigt, und wenn ich Tiergeräusche nachahme oder ihm Geschichten zu den Bildern erzähle.

Die ersten Worte, die er spricht, sind für mich ein Wunder. Wir sind beim Arzt. Auf einem kniehohen Tischchen liegen Zeitschriften aus. Jona wirft sie alle herunter. Ich sage mit erhobenem Zeigefinger: „Nein, nein, nein!“ Nachdem ich die Zeitschriften wieder auf den Tisch geräumt habe, baut sich Jona vor dem Tisch auf, dreht sich zu den drei Damen um, die ebenfalls auf ihren Arzttermin warten, hebt den Zeigefinger und erklärt: „Nei, nei, nei!“ Das müssen die lernen, ist schon klar. Im Wartezimmer wirft man keine Zeitschriften herunter, das gilt auch für ältere Damen.

„Nan“ bedeutet in seiner Kleinkindsprache „Essen“. Im Schlafzimmer auf dem Nachttisch steht bei uns eine Lampe aus Steinsalz, die ein sanftes, orangefarbenes Licht verbreitet. Jona krabbelt hin und leckt daran. Dann fragt er: „Nan?“ Ich probiere

es ebenfalls und lecke an der Lampe. Sie schmeckt tatsächlich salzig.

Später beim Mittagessen fragt mich Lena: „Ist es zu scharf?“
Jona kräht begeistert: „Mäh!“

Er meint wohl, wir würden uns über sein Lieblingstier unterhalten.

Das Wort „Papa“ sagt er noch nicht. Als ich nach fünf Reisetagen heimkehre, begrüßt er mich freudestrahlend mit: „Mama!“
Alle vertrauten Lebewesen sind für ihn Mama. Selbst die Katze meiner Schwiegereltern nennt er so.

Steine können reden

Wie beängstigend es ist, ein Kind zu sein. Manche Hunde sind größer als man selbst, bei Insekten weiß man nicht, was sticht, was beißt und was man unbeschadet über den Finger krabbeln lassen kann, und größere Kinder zeigen dieses hämische Funkeln in den Augen, kurz bevor sie einen umstoßen. Alles entscheiden Erwachsene für einen: wann man aufsteht, wann man schlafen geht, wann man isst, was man isst, was man anfassen darf und was nicht, wo man hingehen darf und wo nicht. Die Machtlosigkeit, das Ausgesetztsein sind nichts Schönes. Dazu die Angst, am endlosen Meeresstrand die Eltern nicht wiederzufinden. Der Schreckmoment, wenn man sich an das Bein eines Fremden geklammert hat, weil man ihn für den Vater hielt, und man merkt plötzlich, man ist dem Falschen hinterhergelaufen.

Jona weint wegen seiner neuen Schuhe. Es ist erst das zweite Paar Schuhe in seinem Leben und er liebte das erste. Jetzt protestiert er, wenn wir ihm die Schuhe anziehen, und will sie wieder ausziehen. Sie sind ihm fremd.

Aber es wird kalt draußen, er braucht kleine Stiefelchen, die Halbschuhe sind zu dünn und bedecken seine Knöchel nicht, er bekommt kalte Füße.

Und warum darf man Autos und andere harte Gegenstände nicht werfen? Er schmeißt doch so gern mit Dingen! Wenn ich ihn schimpfe, hält er sich mit beiden Händen die Augen zu,

damit er „weg“ ist. Kann er mich nicht mehr sehen, glaubt er, dass auch ich ihn nicht sehe. Eine Unsichtbarkeitskappe. Davon habe ich als Kind auch geträumt. Ich sage: „Ich möchte nicht, dass du die Autos schmeißt.“ Und schwupps, ist er verschwunden.

Vielleicht ist es ein Fehler, dass ich ihn gewähren ließ, als er in der Badewanne sein Entchen und die anderen Spielsachen geworfen hat. Sie platschten so schön ins Wasser. Da hat er gelacht. Wie soll er begreifen, was man werfen darf und was nicht?

In der Kindheit ist das Leben viel intensiver. Jedes Ereignis hat große Bedeutung. Als Erwachsene sind wir nüchtern, wir lassen uns vom Leben nicht mehr berühren, sind sogar stolz darauf, dass wir gelernt haben, unsere Verluste abzuschreiben. Was um uns herum geschieht, und sogar das, was uns selbst geschieht, betrachten wir mit einem milden Bedauern.

Für ein Kind ist aber in den ersten Lebensjahren alles lebendig. Steine können reden, Bäume beobachten einen wohlwollend mit lustig emporgereckten Armen voller Zweige, und jedes Spielzeug hat ein kleines pochendes Herz. Ich erinnere mich, wie ich als Kind einmal am Morgen aufwachte und bemerkte, dass mein Plüschtier – ein Fuchs – neben dem Bett auf der Schnauze lag. Die ganze Nacht musste er so gelegen haben, weil ich ihn im Schlaf aus dem Bett gestoßen hatte. Ich hatte ein derart schlechtes Gewissen, dass ich versuchte, ihn durch zärtliches Streicheln

zu trösten. Meine ernsthafte Sorge war, der Fuchs könnte sich ungeliebt fühlen.

Für ein Kind hat jede Erbse auf dem Teller eine eigene Persönlichkeit. Die Fernbedienung ist ein Dampfer, der über das Weltmeer des Wohnzimmerteppichs fährt. Im Papierflieger sitzt eine Crew, die sich vor dem Start noch eifrig unterhält. Und die Figuren im Bilderbuch halten nur still, während man sie betrachtet. Schließt man das Buch wieder, erwachen sie zum Leben.

Dazu das beflügelnde Glück, täglich den eigenen Handlungsspielraum zu erweitern! Jona kann neuerdings rückwärts laufen. Er ist so begeistert von seiner neuen Fähigkeit, dass er dabei über das ganze Gesicht strahlt. Wir haben jetzt also einen Anderthalbjährigen, der juchzend und lachend rückwärts durchs Haus läuft.

Zwischendrin pest er wieder vorwärts und freut sich daran, wie schnell er laufen kann. Wie gut, dass wir das Haus gekauft haben. Ich weiß von Freunden, die in München leben, wie sehr sich die Mieter unter ihnen an den vielen kleinen Schritten der Kinder stören.

Diesen Streit kann man aber auch ohne Kinder haben. Nach einer Lesung erzählt mir S. von der alten Dame, die unter ihm wohnt und ihm vorhält, sie höre jeden Schritt, den er mache, sie höre es sogar, wenn er spät am Abend zur Toilette gehe. Tatsächlich knarzen die Dielen im alten Haus. Ein Jahr lang schleicht S. durch seine Wohnung und muss immer an die alte Dame denken und daran, wie sie unter seinen Schritten leidet.

Als sie wieder einmal schimpft, bittet er seinen Freund B., in der Wohnung laut zu gehen und zu hüpfen, während er unten die alte Dame besucht. Zu seiner Verblüffung hört er nichts. Gar nichts.

Ein Jahr lang hat er sich umsonst gequält. S. und B. sind von Beruf Puppenspieler, in der Vorstellung der alten Dame sind solche Künstler nachts aktiv und laut und, so warf sie S. vor, „tanzen und springen in der Wohnung herum“. Daran hat sie so fest geglaubt, dass sie es tatsächlich hörte. Auch den Müll trennen sie nicht („das können Künstler nicht“) und sie putzen das Treppenhaus nicht richtig. Wie uns Vorurteile oft blind machen!

Zugegeben, bei Kindern bilden wir uns den Lärm nicht ein. Er ist da. Ich leide ja selbst darunter, wenn ich an einem Manuskript sitze und arbeiten möchte, und im Haus gibt es Geschrei. Andererseits ahne ich schon, wie die Kinder mir fehlen werden, in achtzehn Jahren, wenn sie ausgezogen sind und es still sein wird im Haus. *Die Kinder?* Jona bekommt ein Brüderchen!

Jona hat herausgefunden, dass sein Körper auf gewisse Impulse mit Schmerzen reagiert. Das fasziniert ihn. Er kneift sich immer wieder selbst in den Babyspeck und sagt, als habe er eine wichtige Entdeckung gemacht: „Aua.“

Kurz darauf folgt endlich das Wort „Papa“. Ich bin verblüfft, wie genau er uns scheinbar bei unseren täglichen Verrichtungen beobachtet. Wenn wir ihn baden, kann er unser Sortiment an

Duschgel- und Shampooflaschen erreichen, die neben der Badewanne stehen. Er weiß genau, welche Lena verwendet, zu diesen sagt er: „Mama“, und welche ich verwende, dazu sagt er: „Papa“ und sieht mich um Bestätigung heischend an.

Der Frühling ist da. Jona jagt trockenes Laub, das der Wind über den Gehweg treibt. Als er ein paar Blätter erbeutet hat, hält er sie den Amseln hin, als Futter. Leider verschmähen sie sein Angebot und fliehen ins Gebüsch. Er kniet sich vor einen Baumstamm und versucht, Feuerwanzen mit einem Stück Rinde zu füttern. Wieder erfolglos. Aber nichts kann seine Frühlingslaune trüben. Dann rührt er eben mit einem Stock in einer matschigen Pfütze! Es gibt so viel zu entdecken, wenn man anderthalb Jahre alt ist.

Ein Kind, das am Strand in seinen grünen Gummistiefeln den Möwen nachläuft oder unermüdlich den Sand umgräbt, obwohl doch der ganze Strand aus Sand besteht und das eine Loch keinen Unterschied macht – es erlebt eine Freiheit, die wir nicht mehr kennen. Wir kennen den Erfolg, ein Haus zu bauen (oder zu kaufen), den Erfolg, ein Buch zu schreiben, ein Auto zu reparieren. Wir schätzen es, sinnvolle Arbeit zu erledigen. Und das ist gut! Nur haben wir verlernt, auch das Flüchtige zu bestaunen. Das, was sich nicht in Geld ausdrückt, nicht in Ergebnissen und Dokortiteln. Vieles in unserem Leben ist flüchtig. Wie arm werden wir, wenn es unbemerkt an uns vorüberzieht.

Kindern ist dieses Flüchtige genauso wertvoll wie das Beständige. Sie jubeln über ein Lied, eine Möwenspur im Sand. Eine Umarmung oder zehn Minuten auf dem Schoß eines geliebten Menschen sind ihnen kostbar.

Das Fernsehen schneidet für uns die Höhepunkte zusammen. Im Vergleich dazu erscheint uns das echte Leben langweilig. An einem Teich oder einem Fluss zu hocken, ödet uns an. Wann springen da endlich die Fische? Wo quaken die Frösche? Warum kann ich weder Eisvögel noch Bären sehen?

Geduldig zu warten und das Kleine zu bemerken, fällt uns schwer. Aber es ist da: Libellen, Rückenschwimmer, Köcherfliegenlarven in ihrem Panzer aus Pflanzenresten. Wir sind blind dafür, wir wollen die Wunder mundgerecht serviert bekommen, wollen sie mühelos verzehren. Dabei vergessen wir, dass für die Tiersendungen im Fernsehen wochenlang gefilmt wurde, dass da jemand lange beobachtet und gewartet hat.

Die Wahrheit ist, wir sind umgeben von Wundern. Schönwetterwolken zum Beispiel haben das Gewicht eines ausgewachsenen Elefanten und schweben doch mühelos am Himmel wie geflügelte Pferde. Warum fallen sie nicht herunter? Die einzelnen Tröpfchen sind winzig, Wasserstaub, der von Luftströmungen hinaufgeblasen wird, und wenn er doch einmal herabfällt, dann langsam. Erst wenn sich die kleinen Tröpfchen zu immer größeren zusammenfinden, fallen sie schneller und schneller herunter, und es regnet.

Und die kleinen Vögel, die da vor meinem Fenster pfeifen? Sie sind so schwächling, kaum eine Handvoll Federn und Knochen und ein dünner Körper, aber sie singen mit Kraft in den Tag.